

Für fast alle deutschen Meßtexte, einschließlich der Hochgebete, gibt es Melodien, Rezitations-, Lesungs- und Psalmodietöne. Was davon soll verwendet werden? Sollen, wenigstens bei Fest- und Hauptgottesdiensten, grundsätzlich alle zum lauten Vortrag bestimmten Meßtexte gesungen werden? Eine naheliegende, einfache Antwort wäre: Ja; dafür sind doch die Töne übernommen, neu geschaffen, approbiert und gedruckt worden, damit sie jetzt gesungen werden. Gewiß, diese Töne sind *angeboten*; sie sind kein „Soll“ keine Verpflichtung im strengen Sinn. Aber das intensive Bemühen um Vertonungen der deutschen Texte zielt im allgemeinen doch nicht nur auf ein mehr oder weniger beliebiges Angebot, sondern auf die gesungene Messe als eine „Idealform“ der Eucharistiefeier. Im folgenden geht es darum, einige Grenzen zu markieren, auf die jener Anspruch beschnitten werden sollte, damit nicht das approbierte *Angebot* schließlich zu einer approbierten (und nichtsdestoweniger unzulänglichen) *Norm* wird. Den Zelebranten und den mitüberlegenden und beratenden Gemeindemitgliedern, die kritisch sichten und nicht einfach ohne weiteres alles annehmen, was neu auf sie zukommt, sollen im folgenden einige Auswahlkriterien vorgetragen werden. Dabei wird — neben Überlegungen für die Neufassung und fürs sinngemäße Sprechen einiger Texte — versucht, von den Texten her zu entscheiden, ob sie gesungen werden sollen oder nicht.

Es ist klar, daß neben dem Text auch andere Gesichtspunkte zu berücksichtigen sind: die besonderen örtlichen Verhältnisse und nicht zuletzt die stimmlichen Möglichkeiten des Zelebranten. Nicht jeder hat eine gute Singstimme und ist musikalisch genug, um auch z. B. nur eine Präfation so zu singen, daß er damit die Gemeinde stärker in den Lobpreis einbezieht als beim schlichten sinnvollen Sprechen der Präfation. Dann soll er sie sprechen; denn der Gesang ist kein *opus operatum* und bewirkt nicht gleichsam zwangsläufig, unabhängig von der Stimme des Sängers, so etwas wie „Festlichkeit“ oder „Erbauung“. Umgekehrt möchte man manchen Zelebranten bitten, lieber zu singen als zu sprechen; ich erinnere mich an eine Sonntagsmesse, in der der Pfarrer beim Vaterunser die mitbetende Gemeinde durch Lautsprecher übertönte mit einem geradezu schamlosen Pathos und persönlichen Gefühlsüberschwang. Gewiß kann eine übertriebene, schablonenhafte oder sonstwie verkehrte Sprechweise durch Üben unter sachkundiger Anleitung verbessert werden. Aber gerade wo das besonders nötig wäre, fehlt es erfahrungsgemäß oft an der Möglichkeit und vor allem an der Einsicht und der Bereitschaft dazu. Wenn sich so ein Zelebrant dann wenigstens in die Zucht des Singens gebe, bei dem ihm Betonung, Satzmelodie u. a., was er nicht frei gestalten kann, weithin vorgegeben ist!

Von solchen besonderen Umständen abgesehen: Welche Texte sollen im „Normalfall“ gesungen werden? Für welche Texte ist die Sprechform vorzuziehen? Warum überhaupt so eine Unterscheidung vornehmen und nicht vielmehr je nach den Umständen (Sonntag, Hochzeit usw.) und der erstrebten Feierlichkeit weniger oder mehr singen, bis hin zu einer Meßform, in der es keine laut gesprochenen, sondern nur noch gesungene Texte gibt?

Zur letzteren Frage eine Vorfrage: Ist Singen „feierlich“? Die alten Orations- und Lesetöne sind nicht, jedenfalls nicht in erster Linie, festlicher Aufschwung, sondern einfach Textvortrag. Man sollte nicht zu betont ideale und geistliche Primär-Motivationen für den Gesang bzw. die Rezitation dort suchen, wo es sich doch zunächst um praktische Funktionen handelte: „In einem großen Kirchenschiff mit einer zahlreichen Gemeinde war der Gebrauch des Sprechgesanges bei der Lesung (und bei anderen liturgischen Texten) eine wichtige akustische Notwendigkeit (wenigstens zu einer Zeit, da die Sprache der Lesungen von den

Gläubigen noch verstanden wurde). Heute ist es nicht mehr nötig, zu singen, um sich verständlich zu machen. Alle großen Kirchen und viele kleine sind — zu Recht oder Unrecht — mit Lautsprechern versehen... So kann mit dem gut gehandhabten Lausprecher der rechte Ton, die getreue Beachtung der verschiedenen literarischen Gattungen, die sakrale Einfachheit und die Lebensfülle des Textes gewährleistet werden, während der Sprechgesang die Aussage mehr neutral und uniformiert macht.“ (Gelineau.) Die technische Entwicklung korrespondiert der heute offenkundigen Tendenz zu einer versachlichten, ja unterkühlten, dabei aber keineswegs starren und leblosen Sprechweise. In ihr kann die Weihe und Würde des liturgischen Wortes uns unmittelbarer berühren als in einem triumphalistischen Sprechstil oder im Gesang. Ein Satz aus einem Feuilleton illustriert das in anderem Zusammenhang: „Gerade in der alles Pathos ängstlich meidenden Art Adornos, Lyrik zu deklamieren, schien sich ein fast kultischer Anspruch zu dokumentieren.“

Der alte Sprechgesang lag also einst viel näher beim freien Sprechen, während er heute scharf davon abgehoben und musikalisiert ist. Heute wird — aus zahlreichen Befürwortern einer deutschen Kantillation ist es zu belegen — der musikalisch gebundenen Vortragsweise eine besondere Feierlichkeit anempfunden. Dieses Empfinden darf und soll zu seinem Recht kommen. Aber nicht weniger verdient das andere bereits angedeutete Zeitempfinden, das Streben nach schlichten, ja nüchternen Ausdrucks- und Vortragsformen Berücksichtigung. Gerade in einer Zeit, wo sich im Gesang die Liturgie besonders ausgeprägt als „Fest“ und „Feier“ zeigt, müßte wohl in der deutschen Messe der Gesang stärker zurücktreten als in der alten lateinischen *missa normativa*. Wenn mit Recht bezweifelt wird, ob der heutige Mensch noch liturgiefähig sei (Guardini), dann betrifft das doch vor allem die Liturgie im reichen Feierkleid. Gerade wo wir die Liturgie besonders festlich gestalten wollen, entfremden wir sie vielen (vielleicht den meisten) Menschen; sie fühlen sich heute von einem ihnen zugesungenen Weihnachtsevangelium wohl weniger angerührt als von einem einfachen gesprochenen Bericht über die Geburt im Stall. Nicht nur die kirchlichen Feste werden weniger und glanzloser. In unserer Welt wird auch im Alltag weniger gesungen als früher. Zwar wird viel Musik gehört. Aber aus dem Habitus der Musik-Konsumenten kommt kein liturgisches Hören. Gesungene liturgische Texte werden in solchen Hörern eher Überdruß wecken; das gesprochene Wort kann sie im allgemeinen unmittelbarer treffen. Mehr als früher wird der Aufschwung des Gesanges für sie daran gebunden sein, daß die Sinnrichtung des Textes den Gesang fordert. Nicht in dem allgemeinen Sinn, wie man zuweilen sagt, daß eben alle Meßtexte auf die Vollgestalt des Gesanges hin ausgerichtet seien; das wäre ein zu vages Textverständnis, und zudem fehlt uns heute der lange Atem, um einen solchen Aufschwung derart durchzuhalten. Mit anderen Worten: Wo es bei den alten Orations- und Lesetönen primär um sinn- und situationsgemäßen Textvortrag ging (wobei „Feierlichkeit“ und „Aufschwung“ allenfalls ein Element der Situation sein mochte), legt sich heute ein Textvortrag durchs *gesprochene* Wort nahe. Dieses erhält natürlich nicht die Sprechform des Plauderns oder eines Rundfunkkommentars, aber es ist auch nicht so streng stilisiert wie das *gesungene* Wort.

Man mag das Sprechen von liturgischen Texten, die früher gesungen wurden, ähnlich wie die Hemmungen beim Vollzug der alten Vielzahl liturgischer Gebärden, als Verarmung, als einen Verlust an menschlicher Fülle bedauern. Darüber soll hier nicht gerechnet werden, und es soll nicht abgewogen werden, was durch die stärkere Abwendung von festen, gebundenen Formen (z. B. des Gesanges) an anderen menschlichen Möglichkeiten entbunden wird. Ganz gleich wie wir die

moderne Entwicklung bewerten, wir müssen uns damit abfinden; jedenfalls ist die Messe bestimmt nicht die rechte Gelegenheit, um den Menschen ein festlicheres Lebensgefühl oder eine andere von uns vielleicht gewünschte Haltung anzuerziehen. Es ist nicht die Aufgabe der Liturgie, Oasen einer bedrohten oder schwindenden Humanität zu schaffen. Bei der Versammlung der Gemeinde und ihrem Hintreten zu Gott in der Liturgie sind wir angenommen, wie wir nun einmal sind. Da braucht es keine liturgischen Masken; da brauchen wir uns nicht feierliche Töne anzuhören und anzuquälen. Gewiß kann — wie es P. Gelineau einmal formulierte — z. B. „die nur gesprochene Lesung ein Absinken der sakralen Stimmung in der Gemeinde verursachen“. Aber ist das ein Nachteil? Wie weit sind heute derartige durch Gesang hergestellte „sakrale Stimmungen“ noch echt, d. h. wie weit entsteht dabei übers bloß Gefühlhafte hinaus noch ein vertiefter Bezug zu der hier gefeierten Realität? Könnte nicht ein Zurückdrängen (ohne ein völliges Ausschließen) „festlicher“ Elemente andere zentrale Aspekte der Liturgie wieder stärker hervortreten lassen? Können wir das Gedächtnis Christi nicht in einer schlichten, unserem Alltag nahen Form erfüllter begehen als in durchgehend festlichem Gesang?

Im Singen und im Hören des Gesanges können wir eine gewisse Art des Preises, der Erhebung, der Lösung und Hingabe vollziehen. Das zugegeben, ist der Gesang damit noch keineswegs „die“ ideale Form des liturgischen Vortrags. Vom Sinn der einzelnen Texte und der ganzen Liturgie her brauchen besondere Ausdrucksmöglichkeiten des *gesprochenen* Wortes nicht verlorenzugehen und auch nicht bei bestimmten „festlichen“ Gelegenheiten ausgeschlossen zu werden. Denn gerade in ihm erfahren wir die *Nähe* dessen, was sich in der Liturgie ereignet, und seine Lebendigkeit, die sich nicht ausschließlich in strenge und feierliche Formen einfangen läßt.

Im einzelnen:

1. Die alten Gesangstexte zum Eingang, zwischen den Lesungen, zur Opferung und zur Kommunion verlangen auch in der deutschen Fassung nach gesungenem oder wenigstens chorisches-rezitativem Vortrag. Wo die Möglichkeit dazu fehlt (mangels geeigneter Vertonungen oder mangels Sängern), sollten diese Texte nicht vom Zelebranten laut „vorgebetet“, sondern ausgelassen, oder besser: durch meditative Pausen ersetzt werden. Bei den liturgischen Neuregelungen wurde ohnehin zu wenig Gewicht gelegt auf die Räume der Stille, aus denen erst das Wort seine Fülle gewinnt. Es ist bedrückend, heute katholische Gottesdienste zu erleben, in denen eine halbe Stunde lang fast pausenlos auf Gott und die Menschen eingeredet wird.

2. Für die Orationen, vom Priester als Repräsentant der Gemeinde an Gott gerichtet, ist wohl die Sprechform vorzuziehen. In ihnen ist vor den Elementen des Rühmens der Bittcharakter primär. Er erfordert heute nach allgemeinem Empfinden keinen gesanglichen Ausdruck. Zudem verfehlten die bisher erprobten Orationstöne sehr oft den deutschen Sinnakzent. Dem konnte auch eine Neuübersetzung der Orationen nicht abhelfen; sie wurden dabei lediglich, einer ebenso überflüssigen wie unzulänglichen Vertonung zuliebe, in grammatische Fügungen gebracht, die z. T. ein sinnvolles Sprechen erschweren und unnötig stilisiert wirken. Diese Übersetzung muß vielleicht beibehalten werden als Angebot für Zelebranten, die die Orationen unbedingt singen wollen. Fürs Sprechen dagegen muß eine andere Fassung erstellt werden. Sie sollte sich die Prägnanz der lateinischen Orationen zum Vorbild nehmen, aber die knappe, strenge Form nicht durch eine Wortstellung verfremden, die den jeweiligen Sinn eher verwischt als hervorhebt. Dieser Hinweis kann vielleicht manche anderswo geäußerte Kri-

tik an den deutschen Orationen zurechtrücken und schärfer artikulieren. Mir scheint, daß sich in einigen Kritiken das mißhandelte Sprachgefühl Luft schaffte, ohne daß dabei die eigentliche Ursache des vagen Unbehagens erkannt wurde, nämlich der gespreizte Stil. Statt dessen wollte man die Schwäche der neuen Übersetzung darin sehen, daß sie zu sehr versuche, die Prägnanz der lateinischen Orationen nachzuahmen. Genau das Gegenteil stört im deutschen Altarmissale m. E. am meisten — Geschwätzigkeit, die sich stilvoll zu geben versucht. Als Beispiel die Oration vom Freitag nach Aschermittwoch (in der dritten Spalte mein Verbesserungsvorschlag):

Inchoata jejunia, quaesumus, Domine, benigno favore prosequere: ut observantiam, quam corporaliter exhibemus, mentibus etiam sinceris exercere valeamus.

Da wir eingetreten sind in diese heilige Zeit, bitten wir dich, Herr unser Gott: begleite unsere Entsagung mit deiner gütigen Huld; und was wir auf uns nehmen dem Leibe nach, hilf uns, daß wir es auch üben mit lauterem Geiste.

Geleite gütig, Herr, die begonnenen Fasten, damit wir die Zucht des Leibes auch lauterer Geistes üben.

3. Epistel und Evangelium sind zu sprechen. Selbst wenn es Lesetöne mit formelhaften Melodiewendungen geben sollte, die der deutschen Sprache nicht zuwiderlaufen, wäre doch von ihrer liturgischen Verwendung abzuraten. Epistel und Evangelium wenden sich berichtend, mahnend, verkündigend an die Gemeinde. Sie soll in ihrer Sprache das lebendige Wort empfangen. Darum soll sie angesprochen, nicht angesungen werden.

4. Bei den Akklamationen ist darauf zu achten, daß sich ihre Schallform in den größeren Zusammenhang harmonisch einfügt. Man wird also z. B. „Der Herr sei mit euch“ vor der gesprochenen Oration sprechen, vor der gesungenen Präfation singen. Die musikalische Formel dieser Akklamation sollte korrigiert werden: Der Akzent „... mit eúch“ ist kaum sinnentsprechend. Außerdem wird dieser musikalische Akzent auch häufig in die Sprechform übernommen. Warum sollte „mit eúch“ betont werden? Wem sonst sollte der Segensgruß gelten als eben den Angeredeten? Und dabei darf sicher nicht so etwas wie ein Gegenpol zu „deinem Geiste“ hervorgehoben werden (nicht auf „deinem“, sondern auf „Geiste“ liegt die Sinnschwere). Auch wenn man sich nicht der Deutung anschließt, daß in dieser Akklamation das Mit-sein des Herrn die Sinnmitte bildet, sondern wenn man das Verständnis offenlassen will, müßte in dem Wortblock „sei mit euch“ der (Neben-)Akzent auf „mit“ kommen. Bei der Verbindung Präposition + Pronomen liegt im Deutschen der Akzent im allgemeinen auf der Präposition, wenn das Pronomen nicht ausdrücklich betont werden soll; der leichte Wortdruck wird nicht als besondere Betonung der Präposition verstanden (etwa „mít“ im Gegensatz zu „ohne“), sondern einfach als Wortblockakzent.

5. Die Präfation sollte gesungen werden (natürlich nicht immer und überall, aber in der Hochform der Gemeindemesse). Allerdings fehlen zur Zeit noch geeignete Melodien. Die approbierten und ins Missale aufgenommenen Melodien sind die gleichen wie bei den lateinischen Präfationen. An vielen Stellen widerstrebt ihnen die deutsche Sprachform. Solange die deutschen Präfationen nicht angemessen vertont sind, möge man sie lieber sprechen statt singen. Vielerorts, wo die jetzigen Präfations-Melodien gesungen werden, stößt sich zwar das Sprachempfinden nicht an ihnen; aber das dürfte kaum ein Argument für die

Qualität der Vertonung sein, sondern ein Beweis, wie leicht man sich an Minderwertiges gewöhnt und durch die Gewöhnung im Urteil verbiegen läßt. Im übrigen muß zugegeben werden, daß der zur Zeit approbierte Ton nicht bei allen deutschen Präfationen gleich störend wirkt. Bei der Passions-Präfation ist das z. B. weniger der Fall als bei der Josephs-Präfation. Bei dieser rührt manche Peinlichkeit auch vom Text her, dessen Schwächen durch den Gesang unnachlässig betont werden, während sie in der Sprechfassung „heruntergespielt“ und zurückgedrängt werden können.

6. Die gesungene Präfation geht über in den Gemeindegesang des „Heilig...“. Für diesen gibt es textlich und musikalisch befriedigende Fassungen. Von einer Mischung deutscher und lateinischer Elemente, wie sie da und dort praktiziert wird (z. B. deutsche Präfation, lateinisches Sanctus, deutsches Hochgebet, lateinisches Agnus Dei; oder gar: lateinisches Oremus, deutsche Oration mit lateinischer Konklusion), ist abzuraten. (Man feiere lieber von Zeit zu Zeit ein lateinisches Hochamt.)

7. Das Vaterunser soll gemeinsam gesprochen werden. Durch Gesang wird es unnötig stilisiert. Die Stilisierung wird zur Geschmacklosigkeit, wenn das Vaterunser auch noch mit der Orgel begleitet wird (was selbst in Benediktinerklöstern vorkommt). Musikalische Formeln können die Intention des Herrengebetes kaum unterstützen, sondern nur verengen. Schon die überladene Einleitung „Durch heilbringende Anordnung...“ drängt in eine diesem einfachen, großen Gebet heute kaum angemessene Haltung. Besser paßt die neuerdings approbierte Formel „Laßt uns beten, wie der Herr uns zu beten gelehrt hat“.

8. Nach dem Hochgebet und dem Vaterunser (evtl. mit unmittelbar angefügter Doxologie) sollte Stille sein; dann folgt der Friedensgruß und das „Agnus Dei“. Die laut gesprochene oder gar gesungene Ausweitung der letzten Vaterunserbitte verflacht das Vorhergehende; im Schweigen bleibt es besser stehen. Der neue Ordo missae hat wohl eine gewisse Straffung gebracht. Aber muß unbedingt auch noch die letzte Spanne zwischen Opferung und Kommunion derart laut und belegend (der Einleitungstext zum Friedensgruß!) verbraucht werden? Es gilt heute wie 1965: „Wo bleibt in unsern allerneuesten Gottesdiensten die Anbetung? In der Meinung, sie sei entweder überflüssig, oder das Kirchenvolk sei nicht mündig genug, sie zu leisten, bemüht sich die Phantasie des Klerus, die Zeit auf nützliche und abwechslungsreiche Weise auszufüllen, bis in die kleinsten Winkel. Ununterbrochen läuft die Geräuschkulisse... Man vergegenwärtige sich, daß fast keiner der Anwesenden während der Woche Zeit und Gelegenheit zu einer tieferen Sammlung hat, daß ihre Seelen im sonntäglichen Gottesdienst auch persönlich sich erholen und Atem schöpfen müssen...“ (H. U. v. Balthasar).

9. Der in dreimaliger Wiederholung sich steigernde Flehruf des Agnus Dei kann nach der bekannten Fassung „Christe, du Lamm Gottes“ (Wittenberg 1523) gesungen werden. Das „Herr, ich bin nicht würdig“ vor der Kommunion blieb leider auch im neuen Ordo missae erhalten. Ob „unter mein Dach“ oder „in mein Haus“ oder „in mein Herz“ — es ist ein Stilbruch, der jetzt zwar nicht mehr dreimal, sondern nur noch einmal pro Messe begangen wird, aber möglichst ganz verschwinden sollte. Statt dessen könnte der Priester die Hostie erheben: „Der Leib Christi“. Die Gemeinde antwortet „Amen“. Dann wird der Kelch erhoben: „Das Blut Christi“. „Amen“. Das bräuchte der Zelebrant dann nicht mehr hundertmal und öfter bei jedem einzelnen Kommunikanten zu wiederholen.

10. Die Schlußworte des Hochgebetes „Durch ihn...“ sind als eine von der ganzen Gemeinde bekräftigte Proklamation durch die Sprechweise oder durch Sprechgesang hervorzuheben. Dieser ist allerdings nach den approbierten Aus-

gaben mit so fragwürdigen musikalischen Akzenten versehen, daß ein sinn-gemäßes Sprechen unbedingt vorzuziehen wäre: „Durch ihn und mit ihm und in ihm“ (dagegen die derzeitige Notation: „Durch ihn und mit ihm und in ihm“). Es ist verfehlt, die Steigerung durch—mit—in sozusagen mit erhobenem Zeigefinger zu akzentuieren. Diese Steigerung soll nicht die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, sondern sie soll dienen: Immer ist *Er* es, der hier in dreifacher Steigerung verkündet wird. Wenn die Präpositionen betont voneinander abgehoben werden, gleitet die Proklamation in eine Distinktion ab. Im übrigen ist nicht einmal das konsequent durchgeführt; man meinte offenbar (zu Unrecht), das Wort „durch“ lasse sich nicht betont von „mit“ und „in“ abheben, da diese ja erst hernach genannt würden. Oder ist etwa gar die jetzige musikalische Fassung lediglich ein Kompromiß zwischen widerstreitenden Kommissionsmeinungen im Verhältnis 2:1?

11. Abgesehen von der Präfation und der Schlußdoxologie ist für die Hochgebete das Sprechen dem Sprechgesang grundsätzlich vorzuziehen. An einigen Stellen sollte die Übersetzung im Hinblick auf leichteres sinngemäßes Sprechen verbessert werden. Z. B.:

a) Im Einsetzungsbericht des zweiten und dritten Hochgebetes heißt es vor den Kelchworten „dankte wiederum“. Die Sinnschwere liegt auf „dánkte“; das verlängerte und gewählte „wiederum“ ist daneben zu aufdringlich und zieht bei vielen Zehrenten den Akzent auf sich, weg von „dankte“. Das alltäglichere „wieder“ wäre hier leichter und passender.

b) Im Einsetzungsbericht des zweiten und dritten Hochgebetes steht vor den Kelchworten „dankte“, vor den Brotworten „sagte Dank“ (im Lateinischen immer „gratias agens“). Haben die Übersetzer hier halb zu halb einen Kompromiß geschlossen oder aus euphonischen Gründen auf eine konsequente Übersetzung verzichtet? Es ist keine besonders stilgerechte Euphonie: Bei „nahm er das Brot“ und „sagte Dank“ hat die ähnliche grammatische Konstruktion jeweils eine verschiedene Funktion und darum wirkt der Gleichklang eher störend. Besser hieße es, entsprechend zum Kelchwort: „nahm er das Brot und dánkte“. Es sei denn, man wolle die rituelle Form dieses Dankens besonders ausdrücken; dann wäre zu übersetzen „nahm er das Brot und sprach die Danksagung“ (oder statt dieser zwar sinngemäßen, aber häßlichen Wendung besser „und sprach den Dank“). Der Ausdruck „sagte Dank“ ist im einen wie im andern Fall ungeeignet.

c) „Nehmet und esset alle davon“. Der Satzgipfel ist „esset“. Der Aufbau des Satzes trägt nicht dazu bei, diesen Gipfel sprecherisch zu realisieren. In dem Wortblock stehen nach der Hauptschwere noch fünf Silben. Das erzwingt einen Nebenakzent auf „alle“; bei vielen ungeübten Sprechern gerät er auf „davon“; der so nachfolgende Nebenakzent überlagert den vorausgehenden Hauptakzent. Wie ist dem abzuhelpen?

— Das Wort „davon“ könnte im Deutschen ohne Sinnverlust weggelassen werden. So im lateinischen Text bei den Brotworten des zweiten Hochgebetes: „Accipite et manducate: hoc est...“; man wird kaum sagen wollen, daß hier „weniger“ steht als im dritten Hochgebet, wo „ex hoc omnes“ angefügt ist. In der deutschen Übersetzung wollte man das offenbar vereinheitlichen; statt nun aber „davon“ auch im dritten Hochgebet wegzulassen, fügte man es auch ins zweite Hochgebet ein, obwohl die theologische Aussage der Partizipation im Kontext so klar impliziert ist, daß sie des grammatischen Partitivs nicht bedürfte.

— Sodann sollte in den Imperativen, hier wie auch an anderen Stellen, das tonlose *e* ausfallen, wo keine akustischen Schwierigkeiten entgegenstehen (große

Räume ohne Lautsprecher). Also: „nehmt und eßt“. Die gelängten Formen „nehmet“ und „esset“ rücken die Härte des Imperativs in eine archaisierte, weniger verbindliche Sphäre. Ist das Kultsprache? Nein, Sonntagssprache! Wie störend, wenn in ihr ein Imperativ — z. B. „sprich“ — vorkommt, den man nicht längen und schönen kann! Aber nicht doch, man kann: „Spreche doch, Israel... Spreche doch, Haus Aaron: Ja, in Ewigkeit währt seine Huld!“ (Gottesdienst 3. 1969, H. 4, S. 31).

— „alle“ kann unmittelbar auf „nehmt“ folgen, ohne daß damit sein Sinnbezug zum folgenden Imperativ gemindert würde. Also „Nehmt alle und eßt“, „Nehmt alle und trinkt!“.

So tritt der Hauptakzent des Satzes beim Sprechen richtig hervor.

d) „Tut dies zu meinem Gedächtnis“. Auch hier liegt die Sinnschwere auf dem Imperativ; „Gedächtnis“ hat den Nebenakzent; „meinem“ bleibt unbetont. Häufig hört man „Tut dies...“. Auch hier wieder im Text die bereits bemängelte Tendenz zur Längung, die dann leicht eine sinnwidrige Betonung mit sich bringt. Besser wäre „Tut das...“.

Von einem Mitübersetzer der approbierten deutschen Meßtexte wurde bemerkt, manche der vorhin notierten Änderungsvorschläge seien „melodisch unbrauchbar“, weil z. B. die „steile Fügung“ („nehmt alle und eßt“) schwer zu singen sei. Diesem Einwand liegt die Auffassung zugrunde, es solle für die deutschen Hochgebete nicht einfach eine möglichst gute Sprechfassung, sondern eine sangbare Fassung erstellt werden, selbst wenn diese fürs Sprechen gewisse Schwierigkeiten und Unzulänglichkeiten mit sich brächte. Dem ist zu widersprechen: Wenn man die Meßtexte auf Sangbarkeit hin konstruieren will, möge man das in einer eigenen Gesangsausgabe tun, nicht aber eine solche Version denen zumuten, die jene Texte *sprechen*. Neben dem jetzigen „Gesangstext“ (als solcher ist er hier nicht sprechkundlich zu beurteilen) sollte ein „Sprechtext“ erstellt und approbiert werden.

---

Der Priester muß neu entdecken, daß ihm als Priester in unserer Zivilisation eine lebenswichtige Rolle zufällt, daß er in der werdenden Welt die lebenswichtigste aller Funktionen zu erfüllen hat. Denn die große Leere der zeitgenössischen Welt rührt gerade von der mangelnden Anbetung Gottes her. Der Priester muß zutiefst davon überzeugt sein, daß die religiöse Dimension ein wesentlicher Bestandteil jeder Zivilisation ist.

Daniélou, Die Zukunft der Religion (Verlag Ars Sacra, München)

---